

# Hannibal

Autor(en): **Kilian, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **254 (1981)**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-655357>

## **Nutzungsbedingungen**

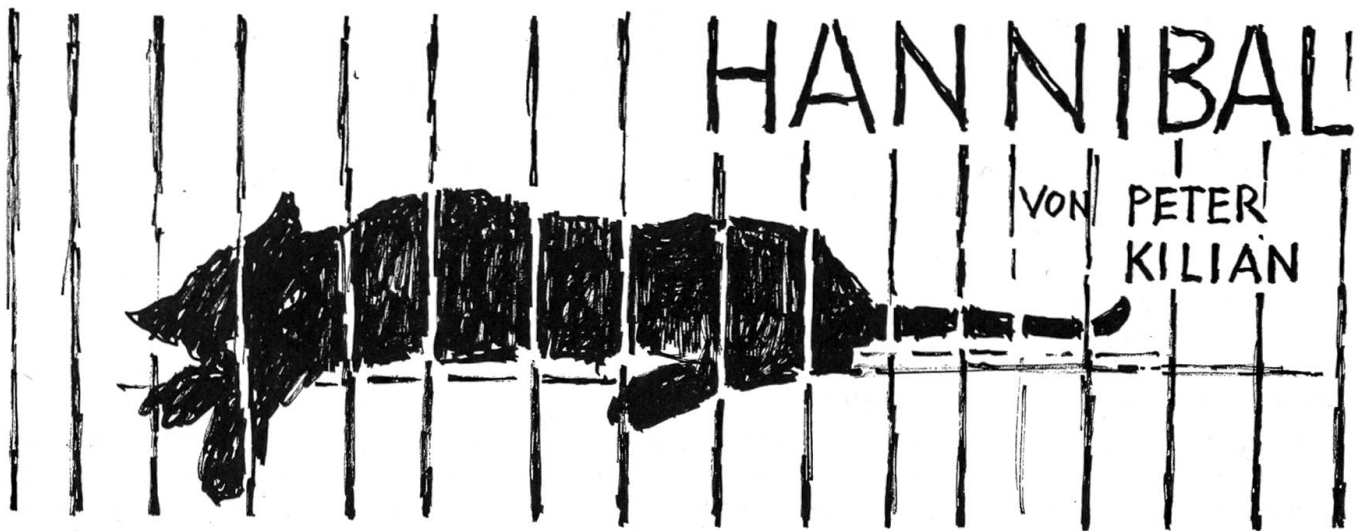
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Illustrationen von Heiner Bauer (Bolligen)

Ich habe selbstverständlich nicht die Absicht und den Ehrgeiz, Geschichtsschreibern in ihr emsiges Handwerk zu pfuschen, schliesslich kann man die Taten des legendären Karthagers aus dem erstbesten Konversationslexikon erfahren. Nie jedoch wird in einem Lexikon von meinem Hannibal die Rede sein, denn er war nur eine Jahrmarktsattraktion, ein bedauernswertes Opfer menschlicher Torheit, nämlich ein schwarzer Panther männlichen Geschlechts, und dass er den Namen des grossen Feldherrn trug, dafür konnte er nichts.

Es ist eine traurige Geschichte. Wer will schon Erbauliches daran finden, wenn ein Tier in einem engen, mit Blech ausgeschlagenen, vergitterten Wagen vegetiert und langsam verblödet; wenn es von einem Jahrmarkt zum anderen gefahren wird, kreuz und quer durch die Lande, auf Eisenbahnschienen und Landstrassen. Hatte die Wandertruppe in irgendeinem Flecken ihr Zelt aufgeschlagen, wurde die Bretterklappe vom Gitter entfernt, damit das Publikum den Panther begaffen konnte; denn das war seine Lebensaufgabe, sich von neugierigen Menschaugen anstaunen und begaffen zu lassen.

Sein Besitzer war ein Mann namens Paolo Nardini, der sich grossartig Direktor nannte, ob schon seine Attraktionen mehr als bescheiden

waren. Neben Hannibal, den er auf einer Zirkusauktion spottbillig erworben hatte, beherbergten die Käfige noch Schimpansen und Meerkatzen, ferner einen kleinen Alligator, der in einer Blechbadewanne lag, und ausserdem vier dressierte Pudel mit melancholischen Augen.

Die Pflege dieser Tiere liess zu wünschen übrig, und das war weiter nicht verwunderlich, denn Nardinis Unternehmen florierte nur bei gutem Wetter und wenn die Konstellation der Sterne günstig war, an die er glaubte wie an sich selbst.

Das Fleisch, das man dem Panther vorwarf, war nicht immer frisch, zudem bekam er es häufig genug nur in kargen Portionen. Sein Betreuer, ein noch junger Mann, der in Nardinis exotischer «Tier- und Zauberschau» auch als Schwertschlucker, Schlangenmensch, Feuerfresser und Magier aufzutreten pflegte, verabscheute die «Bagage», wie er die ihm anvertrauten Tiere zu nennen beliebte.

Stundenlang pendelte Hannibal stumpfsinnig in seinem Käfig hin und her und her und hin, oder er lag längelang schlafend auf den Sägespänen. Es kam wohl ab und zu vor, dass er knurrte, aber nicht mehr oft, und es machte sogar fast den Anschein, als ob er vergessen hätte, wer er war. Um so häufiger gähnte er geradezu abgrundtief

gelangweilt, und es gab naive Gemüter, die dieses Gähnen tatsächlich missverstanden und es für Äusserungen seiner Dschungelwildheit hielten. Aber nie hatte er den üppigen Dunst des Urwaldes gerochen, und die manchmal eher zaghaften Versuche, sich gegen seine Peiniger aufzulehnen, waren rücksichtslos mit der messerscharfen Peitsche im Keim erstickt worden.

Einmal, es war schon im Spätsommer, gastierte Paolo Nardini mit seiner «Tier- und Zauberschau» im Marktflecken B. Karusselle, Schiessbuden, Schaukeln, Kettenflieger, eine Berg- und Talbahn, ein Hippodrom und viele andere Lustbarkeiten waren gleichsam über Nacht auf dem Marktplatz erstanden. In einer Bude liessen sich das dickste Weib und der stärkste Mann der Welt bestaunen. In einer anderen war ein Kalb mit zwei Köpfen zu sehen, ferner siamesische Zwillinge in Spiritus und die Dame mit dem Kreuzspinnenleib. Im Nachbarzelt tanzte eine richtige Negerin mit nackten Füßen auf Glasscherben zum dumpfen Bummbumm einer Urwaldtrommel. Im Panoptikum lag Marat ermordet in seiner Badewanne, während Jack der Bauchaufschlitzer in schauerlicher Lebensechtheit neben der unglücklichen Königin Maria Stuart zu bestaunen war.

Inmitten des Rummelplatzes, der Buden, Zelte, Karusselle und Warenstände, umgellt vom Lärm und umflutet vom Menschengewimmel, erhob sich, einer chinesischen Pagode nicht unähnlich, das Etablissement Nardinis mit seiner schwülstig bemalten Fassade.

Die Sonne stand gleissend am wolkenlosen Himmel. Kinder schrien und kreischten, angeheiterte Burschen krakeelten, die Ausrufer brüllten sich heiser, und weil jede Drehorgel eine andere Melodie leierte, ergab das ein Durcheinander von Tönen und Geräuschen, ein Heidenspektakel, der weit über den Marktplatz hinaus schäumte.

Für Nardini war die Konstellation der Sterne an diesem Tag besonders günstig. Sein Palast wurde von Neugierigen wie von einer Mauer umlagert, und zeitweise stauten sich die Menschen vor dem Kassenverschlag. Er selbst heulte von einem Postament mit belegter Stimme seine Anpreisungen in die Menge. Speckig glänzte sein

Frack, der Zylinder sass keck auf dem pomadierten Haar.

«Meine Damen und Herren! Hochverehrtes Publikum!» schrie er. «Nardinis Tier- und Zauberschau ist ein internationaler Begriff, die Sensation aller Sensationen! Wer Nardinis Tier- und Zauberschau einmal in seinem Leben gesehen hat, kann sie nie mehr vergessen, und wenn er so alt werden sollte wie Methusalem. Von Nardinis Tier- und Zauberschau spricht man in allen zivilisierten Ländern der Welt, und die unzivilisierten begehren sie noch zu sehen. Hier lernen Sie, meine Damen und Herren, den phänomenalen indischen Fakir Kamaswami kennen, Sie werden staunen und applaudieren. Hier sind zu sehen, die in aller Welt berühmten Schimpansen John und Jim! Ihre genialen Rechenkunststücke würden sogar einen Oberlehrer beschämen. Aber das ist noch nicht alles! Von unserem berühmten und berüchtigten Panther Hannibal spricht man in Paris und London, in New York und Madrid, von Moskau bis Yokohama. Hannibal wurde unter Lebensgefahr im indonesischen Dschungel gefangen. Sie werden sehen und staunen! Erschrecken Sie bitte nicht: er hat hundertundsiebzehn Menschenleben auf dem Gewissen. Er ist die Bestie aller Bestien, wehe, wenn er losgelassen! Doch beunruhigen Sie sich nicht, meine Damen und Herren, Nardini weiss, wie man mit wilden Bestien umzugehen hat, unter seiner strengen Zucht ist er zu einem sanften Schmeichelkätzchen geworden. Treten Sie näher, meine Herrschaften! Zur Kassa, meine Damen und Herren! Die Vorstellung beginnt gleich, zögern Sie nicht, treten Sie ein, Sie werden es nicht bereuen. Immer zur Kassa, zur Kassa!»

So oder ähnlich, jedenfalls mit spärlichen Variationen, schrie Nardini seine Tiraden auf den Platz hinaus. Hatte er seine Ansprache beendet, erschien auf der einen Seite des Kassenverschlages der Fakir und auf der anderen die Tempeltänzerin. Mit maskenhaften Gesichtern, steif wie Bildsäulen, starrten sie in das Publikum, ohne mit einer Wimper zu zucken.

Inzwischen hatte Nardini den Schweiß aus der Stirne und dem Nacken gewischt und frischen Atem geholt.

«Hier, meine Damen und Herren», fuhr er

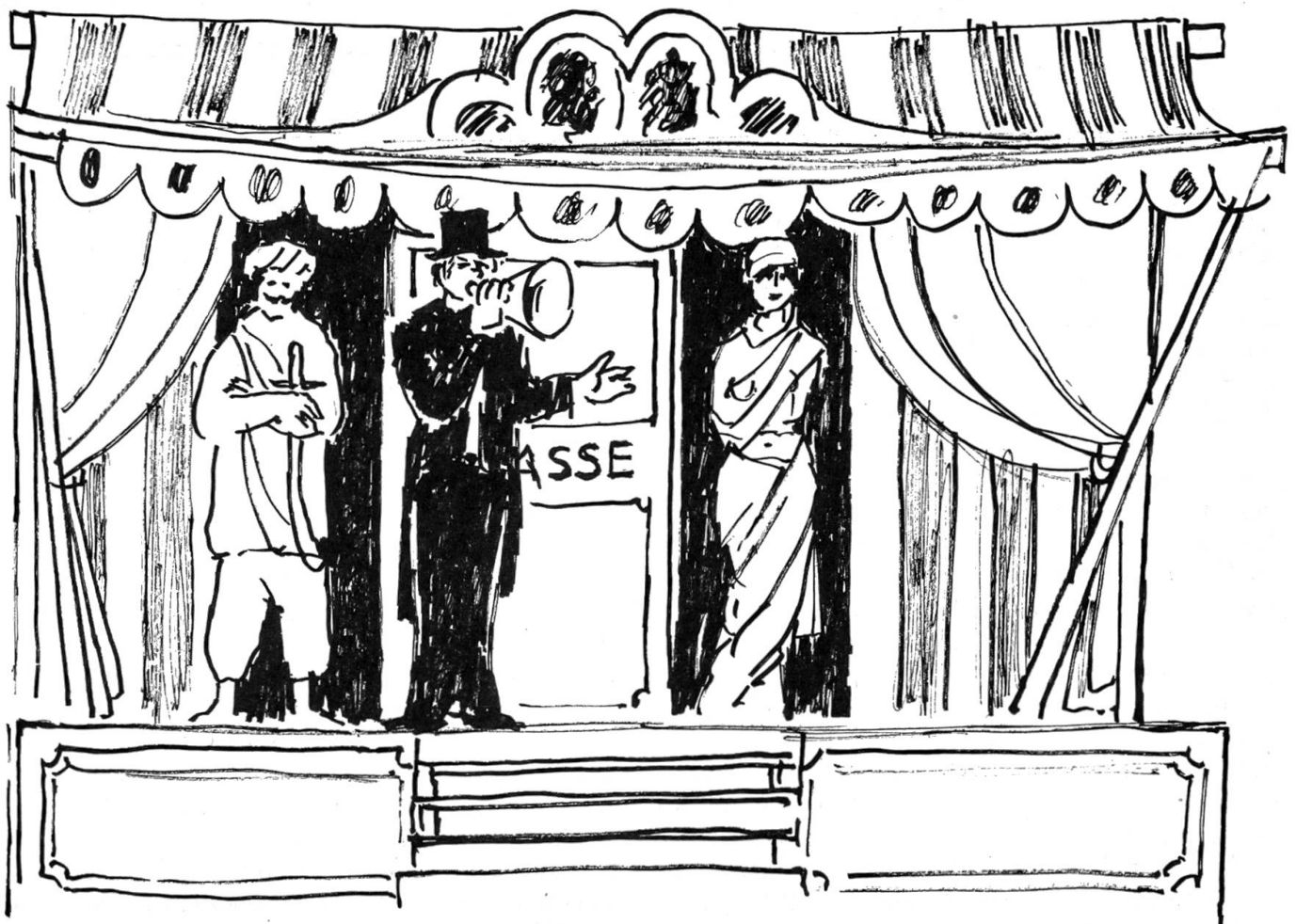
fort, «hochverehrtes Publikum, präsentiere ich Ihnen meine unvergleichlichen Künstler aus dem fernen indischen Subkontinent. Sie werden ihre einzigartigen Darbietungen mit angehaltenem Atem verfolgen. Unsere Attraktionen sind einmalig, sind kolossal und unbeschreibbar grandios!»

Nardini breitete seine Arme aus und verneigte sich verhältnismässig hoheitsvoll vor der Tempeltänzerin, die in einen kostbaren Sari gehüllt war und auf der Stirne ein geheimnisvolles Kastenzeichen trug. Etwas weniger tief verneigte er sich auch vor dem Fakir. Von neuem Atem holend, heulte er: «Er kann Schwerter schlucken und Feuer fressen! Er ist ein Grossmeister der okkulten Künste! Treten Sie ungeniert ein,

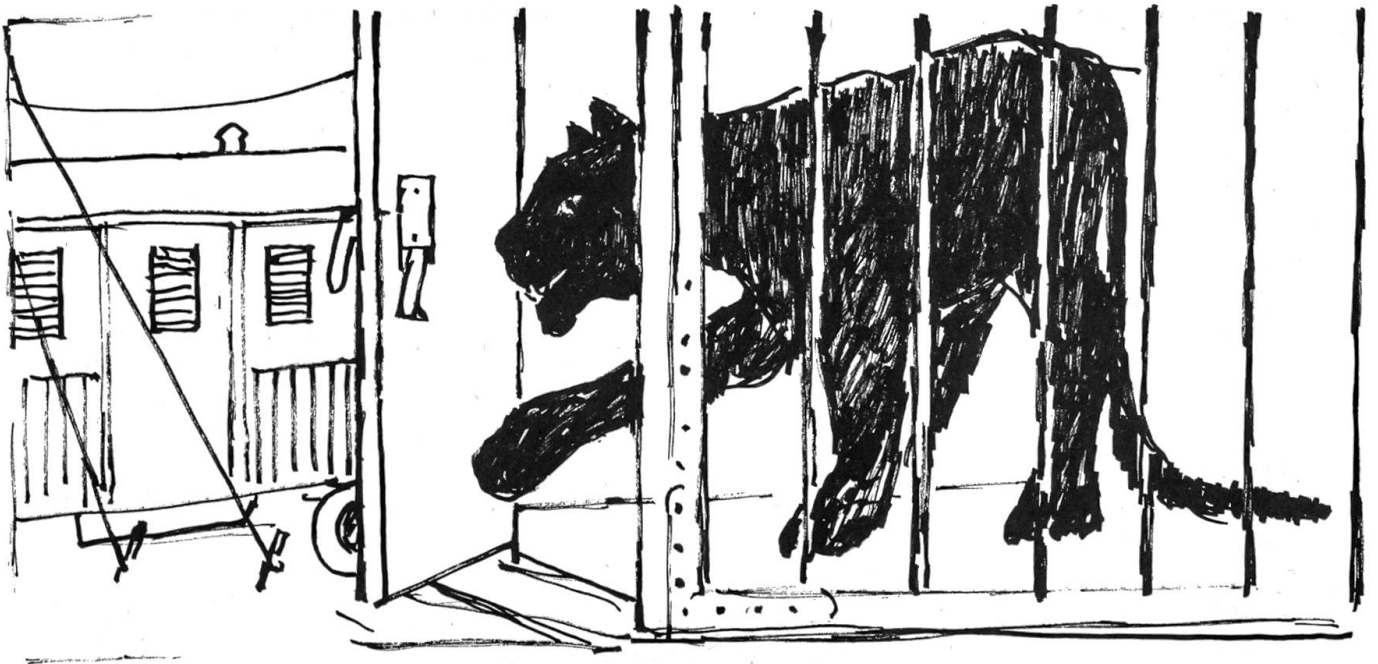
meine Herrschaften, zögern Sie nicht länger! Hereinspaziert! Zur Kassa, zur Kassa, immer zur Kassa!»

In Tat und Wahrheit verhielt es sich nun allerdings so, dass es sich bei der indischen Tempeltänzerin um eine heruntergekommene Kabarettistin aus dem Welschen handelte, die Nardini nur deshalb geheiratet hatte, weil sie ihm sonst davongelaufen wäre. Der Fakir andererseits sprach wohl ein internationales Artisten-Kauderwelsch, doch wenn er sich im Zorn ereiferte oder unter seinesgleichen war, entpuppte er sich als waschechter Schwabe.

Hannibal lag faul in seinem Käfigwagen, während Nardini die Menge mit seinen Anpreisungen zur Kasse lockte. Den edlen Pantherkopf



«Hier, meine Damen und Herren», fuhr er fort, «hochverehrtes Publikum, präsentiere ich Ihnen meine unvergleichlichen Künstler aus dem fernen indischen Subkontinent».



Jedenfalls genügte schon ein leichter Pfotenschlag, um die Tür noch weiter zu öffnen.

hatte er auf die Pfoten gelegt, die Augen geschlossen, und sein Atem ging kaum wahrnehmbar. Im Wagen nebenan turnten die Makaken herum, und die Schimpansen John und Jim hockten trübsinnig blickend und mit angewinkelten Beinen auf ihrer Schlafkiste. Wie tot lag der kleine Alligator in seiner Blechwanne.

Es ging gegen vier Uhr, als der Fakir dem Panther einen Kübel mit Wasser brachte. Schlecht gelaunt öffnete er die Tür, die sich auf der dem Publikum nicht zugänglichen Seite des Wagens befand, wischte mit dem Besen flüchtig den Kot weg, ohne den grossen Menschenfresser in seiner Siesta aufzuschrecken, und warf dann dem Gefangenen einen Fetzen Pferdelunge hin. Hannibal beachtete sie nicht. Mit einem harten Schlag knallte der Fakir die Tür zu und eilte fort, denn die Vorstellungen wurden nur kurz unterbrochen. Nardini pflegte das Eisen zu schmieden, so lange es heiss war.

Zwei Buben und eine korpulente Landfrau mit einem kleinen Mädchen standen vor dem Gitter. Die Buben waren enttäuscht, weil der Panther sich überhaupt nicht wie ein Menschenfresser benahm.

Aber eine Weile später öffnete er die Augen, gähnte lange und mit offenkundigem Behagen, erhob sich gemächlich, reckte und streckte seinen schlanken Katzenleib und pendelte wieder im Käfig her und hin und hin und her, mit den immerzu gleichen, sich wiederholenden Bewegungen, die er sich im Lauf der Jahre hatte angewöhnen müssen. Einmal unterbrach er seinen Pendelgang, näherte sich dem Fleisch, schnupperte daran und wandte sich wie angeekelt ab. Dabei berührte er mit seiner Hinterflanke die Tür. Diese öffnete sich ein wenig und blieb stehen. Der Fakir hatte in der Eile wohl die Tür mit einem heftigen Knall zugeschlagen, doch der Riegel war nicht ins Schloss gefallen.

Hannibal stutzte. Dann näherte er sich mit argwöhnischer Neugier dem kaum handbreiten Spalt und schnupperte erregt. Verwirrt und vielleicht auch ratlos zog er sich wieder zurück. Er gähnte von neuem angelweit und blickte mit seinen unergründlichen Augen ins Leere. Möglich, dass er die geringfügige Veränderung, die an seinem Käfig stattgefunden hatte, noch nicht in ihrer vollen Tragweite zu erfassen vermochte. Nach etlichen Minuten bewegungsloser Medita-

tion indessen wandte er sich von neuem der Tür zu, stiess die Schnauze in die Öffnung und erweiterte sie mühelos. Und das war wohl nun mehr, als er erwartet hatte, denn er zuckte wie elektrisiert zurück und zauderte reglos.

Keine Menschenseele befand sich in diesen paar Minuten vor Hannibals Käfig, und es ist mehr als wahrscheinlich, dass auch kaum jemand die Tür im Hintergrund beachtet hätte. Jedenfalls genügte schon ein leichter Pfortenschlag, um die Tür noch weiter zu öffnen. Und wieder zögerte er sekundenlang unschlüssig und reckte den Kopf schnuppernd in die unbekannte Freiheit hinaus.

Endlich sprang er lautlos auf die Erde und blieb eine Weile wie erstarrt stehen. Er lauschte. Dann roch er an einem Rad seines Gitterwagens, schnüffelte der Zeltleinwand entlang und strich schliesslich vorsichtig lauend hinter dem Wagen, der die Schimpansen beherbergte, auf einen Durchschlupf zu und befand sich alsbald in einer kaum jochbreiten Gasse zwischen Nardinis schäbigem Zeltpalast und einer Schiessbude.

Er kroch gewandt unter den Seilen hindurch, über die Gerätschaften hinweg und näherte sich lautlos schreitend dem Lärm und der wogenden Menschenmenge.

Bis dahin hatte ein glücklicher Zufall seinem Ausflug in die Freiheit keine Hindernisse in den Weg gelegt; als er sich aber vorsichtig dem Ausgang der Gasse näherte, gellte plötzlich ein jäher Schreckenschrei auf, dann noch einer, mehrere hintereinander, und wie ein Blitz aus heiterblauem Himmel wurde die Menge von einer Panik ergriffen, die sich mit rasender Schnelligkeit ausbreitete.

«Der Panther ist los!» kreischten vereinzelte, und wie ein Lauffeuer griff der Ruf auf die anderen über, und Hunderte wiederholten ihn. Das Geschrei der Frauen und Kinder erstickte auf einmal beinahe den wirbligen Drehorgellärm. Eine tausendfältige Angst überwältigte die Menge. Die Zunächststehenden stoben, stolpern, purzelten und taumelten in besinnungsloser Flucht auseinander. Den Frauen fielen die Hüte von den Köpfen, die Taschen mit dem Kram aus den Händen, und die Kinder klammerten sich an ihren Rücken fest. Ein knallroter Luftballon ent-

wand sich einer erschrockenen Mädchenhand, eine dicke Marktfrau blieb schreckensbleich stehen wie einst Lots Weib beim Auszug aus dem brennenden Sodom und Gomorra.

Und Hannibal? Diese schöne, furchterregende Urwaldkatze blickte aus dunkelglänzenden Raubpupillen in das unverständliche Gewimmel. War es Angst oder nur Verwirrung, die ihn bewog, sich langsam zurückzuziehen, dass er nicht tun wollte, was man von ihm schreckensbang erwartete? Die Tatsache nämlich, dass seine Peiniger, die rätselhafte Gattung Mensch, vor ihm in überstürzter Hast auseinanderstob, übereinanderpurzelte; dass sie schrien wie am Spiess, kreischten, winselten und weinten; dass sie, diese gefährlichen, unheimlichen und grausamen Zweibeiner, mühselig auf die Budenwagen kletterten, sich wie Mäuse unter die Zelte flüchteten, auf die Karusselle, Schaukeln und Bäume kletterten, Hals über Kopf das Weite suchten, diese Tatsache löste in ihm anscheinend keine Triumphgefühle aus, im Gegenteil: sie schien ihn nur noch mehr zu verwirren und einzuschüchtern. Schleunigst machte er kehrt und verschwand von neuem in der Budengasse. Wendig wie ein Wiesel kroch er unter den Seilverspannungen hindurch, hielt in der Nähe seines Käfigs einen Augenblick unschlüssig an, eilte weiter unter Wohnwagen hindurch und über Schaustellergerümpel hinweg einer Mauer im Hintergrund zu. Dort blickte er sich schnell nach allen Seiten um, setzte zum Sprung an und landete elegant auf der anderen Seite in einem Gartenbeet mit aufgeschossenem Kopfsalat. Der Ort hätte ihm wohl behagt, denn er war allein in der grünen Oase und erlebte zum erstenmal in seinem kümmerlichen Pantherleben die Welt ohne Gitter.

Inzwischen hatte sich die Menge etwas beruhigt, obschon der Schreck den meisten noch die Glieder lähmte. Die Drehorgeln waren eine nach der anderen verstummt, und die Karusselle und Kettenflieger drehten sich nicht mehr. Überallhin hatten sich die Menschen geflüchtet und verkrochen, und die besonders Schreckhaften und Ängstlichen rannten noch durch die umliegenden Strassen; die einen ziellos wie aufgescheuchte Hühner, die anderen wie Schafe ohne Leithammel.

Nur ein einziger Widerstand der allgemeinen Panik und Furcht: der im Dienst stehende Polizeimann Reinhold Schnurrenberger. Todesmutig, wenn nicht gar tollkühn, ging er über den jetzt wie leergefegten Rummelplatz, pirschte sich vorsichtig zwischen den Buden und Zelten hindurch an die Mauer heran, brachte die entscherte Pistole in Anschlag und zielte.

Nach dem Höllenspektakel herrschte mit einmal eine beklemmende Stille rundum. Hannibal schnupperte mit gerecktem Kopf. Die Welt ohne Gitterstäbe, die weiche und warme Erdkrume, der hochgeschossene Salat, die Blumen, die Sträucher und Bäume waren unerhört neu für ihn.

Dann war ein harter Knall zu hören, nicht laut, wie wenn man in der Nähe eine Tür unbewusst zugeschlagen hätte. Ein zweiter Knall folgte und gleich darauf ein dritter. Und wieder die beklemmende Stille.



Er pirschte sich vorsichtig an die Mauer heran, brachte die entscherte Pistole in Anschlag und zielte.

Der zögernd und misstrauisch unternommene Ausflug in die Freiheit hatte ein jähes und banales Ende gefunden. Hannibal war, steil sich aufbäumend, vornübergestürzt; er zuckte, er zitterte und bebte – und dann lag er regungslos, entseelt, ein schwarzfelliger Kadaver im Salatbeet. Aus seiner Schläfe sickerte Blut, ein purpurner Faden, Rinnsal entfliehenden Lebens. Er rührte sich nicht mehr, war tot, erlöst von seinem elenden Dasein im stinkenden und erbarmungslos rumpelnden Gitterwagen.

Der Held des Tages, Reinhold Schnurrenberger (immerhin Vater von drei unmündigen Kindern), hatte aus dem Hinterhalt gut gezielt und seinem Beruf Ehre gemacht. Erst nach der Hinrichtung spürte er eine gewisse Schwäche in den Kniekehlen, und der Schweiß perlte auf seiner Stirne; aber es war kein Angstschweiß, wie sich der tapfere Schütze später überhaupt nicht an Angstsymptome erinnerte, nur seine gleichsam stählerne Kaltblütigkeit war ihm zeitlebens gegenwärtig, allen bösen Zungen zum Trotz.

Der Rummelplatz schien wie aus einem Alptraum zu erwachen, und die Sekunden und Minuten des Schreckens und der Todesangst blättern von den Menschen wie Zunder. Sie strömten wieder herbei, kamen aus ihren Verstecken, den Buden, Zelten, Hausfluren und wollten alle auf einmal den toten Menschenfresser sehen.

Unterdessen waren noch drei Polizeimänner auf dem Schauplatz erschienen, denen die weniger ruhmvolle Aufgabe zufiel, die Menge im Zaum zu halten, denn sie drohte mit ihrer unersättlichen Neugier alles zu überfluten. Die ganze Autorität der Staatsgewalt war erforderlich, um zu verhindern, dass der tote Hannibal nicht in die Erde getrampelt wurde.

Einer freilich war ausser sich über dieses tragische Ereignis: Direktor Paolo Nardini. Mit gewaltigem Stimmaufwand klagte er das Schicksal an, das ihn, wie er rief, vernichten wolle. Seine hypnotischen Kräfte waren ausserstande, dem Panther neues Leben einzuhauchen, und der angeblich indische Fakir hielt sich bescheiden im Hintergrund. Es blieb dem Schausteller nichts anderes übrig, als mit nobler Geste den angeblich gewaltigsten Menschenfresser aller Zeiten dem Naturhistorischen Museum des Städtchens zu

überlassen, wo im Naturalienkabinett schon einige ausgestopfte und nach Kampfer riechende Tiere magaziniert wurden.

Im Tageblatt fanden die Abonnenten am folgenden Morgen im lokalen Teil und zweispaltig aufgemacht einen Bericht über das einmalige Ereignis. Der Reporter war zwar nicht dabei gewesen, doch das ist für geborene Zeitungsleute noch lange kein ausreichender Grund, sich nicht in die Rolle des Augenzeugen zu versetzen. Jedenfalls verschlangen die Leser den blendend geschriebenen Bericht mit dem erhebenden Gefühl, dabei gewesen zu sein. Und dieser Bericht mag denn auch den letzten und entscheidenden Anstoss dazu gegeben haben, dass Reinhold Schnurrenberger bald darauf zum Wachtmeister befördert wurde.

Neider, das steht fest, hat es immer und überall gegeben, wo Unerschrockenheit belohnt worden ist. Um diese schäbigen Mitbürger kümmerte sich Schnurrenberger nicht; indessen kränkte es ihn doch mehr, als er zugeben wollte, dass seine Tat, die doch, wie er überzeugt war, unermessliches Unheil verhindert hatte, mit den Jahren in Vergessenheit geriet, und dass er sich deshalb hin und wieder gezwungen sah, am Wirtstisch oder auch anderswo seine Heldentat bescheiden in Erinnerung zu rufen.

---

## REDENSARTEN

### *«Den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen»*

Mit dieser Redensart kritisiert man einen Menschen, der aus irgendeinem Grunde den Kern einer Sache nicht erfasst oder sieht. Der deutsche Schriftsteller Christoph Martin Wieland (1733–1813) formulierte diesen Satz im «Musarion», wo er schreibt: «Die Herren dieser Art blendt oft zu vieles Licht; Sie sehn den Wald vor lauter Bäumen nicht.»

Wie schnell die letzte Zeile des Verses zum geflügelten Wort wurde, bestätigt Wielands Kollege Blumauer mit einem witzigen Vers in seiner «Aneis»: «Er sieht oft, wie Herr Wieland spricht, den Wald vor lauter Bäumen nicht.»

### *«Geld stinkt nicht»*

Das pflegen Leute gern zu sagen, die ihren Reichtum auf nicht ganz legale Art gewonnen haben. Oder man sagt es, wenn man über solche Leute spricht. Geprägt wurde dieser Ausspruch von dem Römer Vespasian vor 1900 Jahren. Vespasian hatte Bedürfnisanstalten mit einer Steuer belegt und wurde von seinem Sohn Titus deswegen getadelt. Daraufhin hielt Vespasian seinem Sohn das Geld unter die Nase, das er gerade aus dieser Steuer eingenommen hatte, und fragte ihn, ob es röche. Aber das Geld stank nicht. «Und dennoch ist es aus Harn», sagte der Vater.

### *«Nach uns die Sintflut!»*

«Lasst uns fröhlich drauflos leben. Was nach uns kommt, geht uns nichts an!» ist damit gemeint. Man schreibt diesen Ausspruch der Marquise de Pompadour zu. Sie war die Geliebte des französischen Königs Ludwig XV. und übte grossen Einfluss auf Hof und Politik aus.

### *«Der kluge Mann baut vor»*

Dass dieser Satz – heute längst zum geflügelten Wort geworden – aus Friedrich Schillers Schauspiel «Wilhelm Tell» stammt und von der Ehefrau des Titelhelden ausgesprochen wird, das weiss man zur Not gerade noch. Viele Redensarten und Zitate verwendet man aber fast täglich, ohne ihren Ursprung zu kennen. Dabei ist es doch recht interessant zu erfahren, wer die Worte prägte, die uns ganz selbstverständlich über die Lippen gehen.

### *«Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige»*

Dieses Zitat, das man entweder tadelnd oder lobend verwendet, stammt wirklich von einem König: Der französische Monarch Ludwig XVIII. prägte es.

### *«Der Rest ist Schweigen»*

Damit will man seinen Unmut über etwas zum Ausdruck bringen, was geschehen, aber nicht mehr zu ändern ist, ein achselzuckendes «Na ja...» Es sind Hamlets letzte Worte, bevor er stirbt.